

**Zeitschrift:** Bremgarter Neujahrsblätter

**Herausgeber:** Schodoler-Gesellschaft

**Band:** - (1998)

**Artikel:** Eine Bremgarterin in Mexiko (Fortsetzung)

**Autor:** Küng de Chanfón, Elisabeth

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-965497>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# *Eine Bremgarterin in Mexiko (Fortsetzung)*

von ELISABETH KÜNG DE CHANFÓN

So war ich im November 1958 durch Zufall in Mexiko gelandet. Wohlbehütet in einer Villa europäischen Stils, bewahrt von hundertjährigen Bäumen in einem grossen Garten und umgeben von Landsleuten, kam ich vorerst mit der mexikanischen Umgebung gar nicht in Berührung.

Unsere indianische Köchin schrieb ins Wiener Kochbuch zu Zucker «azúcar» und zu Mehl «harina», zu Butter «mantequilla» und zu Eiern «huevos». Schokolade «chocolatl» verstand sich von selbst als ursprünglich aztekisches Wort. Ohne weitere Hilfe buk Esperanza himmlische Sachertorten, die ein Jahrhundert zuvor auch Ihre Kaiserlichen Hoheiten Maximilian von Habsburg und Frau Charlotte im Schloss Chapultepec beglückt hätten! In meinen ersten Briefen in die Schweiz rühmte ich das feine «mexikanische» Essen, und hätte ich Leberknödel, Gulasch und Gebäck



Bodega Poblano Mexico

beim Namen genannt, wäre meiner Mutter bestimmt aufgefallen, dass da etwas nicht stimmen konnte! Aus der Dienstbotenküche hingegen strömten exotische Düfte aller Art von scharfen Pfefferschoten (Chile) und Kräutern wie «epazote», die uns Ausländern Niesen, Tränen und Husten entlockten, zum grossen Vergnügen der einheimischen Küchenmannschaft. Diese weihte mich auch in den «tortilla»-Kult ein. Die damals noch mit der Hand aus Maismehlteig getätschelten Fladen sind in keinem mexikanischen Essen wegzudenken. Mir schmeckte die erste Tortilla wie feuchtes Papier, und sie blieb mir im Hals stecken. Erst in meinem eigenen Haushalt lernte ich die Vorzüge dieses uralten Nahrungsmittels schätzen. Die Tortilla gehört auf den armen und den reichen Tisch, sei es in Naturform als Fladen oder aufgerollt zum Taco, umgeklappt in eine Quesadilla, in Stücke geteilt als Totopos oder weiterverarbeitet zu Enchiladas und Chilaquiles.



*Frau auf dem Land, die «Tortillas» tätschelt,  
in der Nähe des Dorfes  
Malinalco Estado de México, 1983.*

Mexiko-City war schon in jenen sechziger Jahren mit erst drei Millionen Einwohnern keine Stadt für Fußgänger; Spaziergänge mit Katrin auf engen und verkehrsreichen Straßen ohne Gehsteig und auf unebenem Pflastergestein im alten Stadtteil San Angel waren gefährlich. Auch sorgten sich meine Arbeitgeber um meine Sicherheit, wenn ich an freien Arbeitstagen auf Entdeckungsreisen ins Stadtzentrum fuhr. Das Angebot an Taxis war sehr gross, und schnell und

billig gelangte ich zu vielen Kulturstätten und Kunstveranstaltungen. Dort unterschied ich mich nicht von anderen Touristen, die wie ich vom Standpunkt der uns eigenen Kultur und Mentalität bei der Musterung dieser uns unbekannten mexikanischen Kunst ausgingen. Da halfen auch Erklärungen eines Führers nicht viel, wir beharrten auf fixen europäischen Ideen. Das mehr als drei Jahrtausend umfassende Kulturgut Lateinamerikas strahlt Größe und Kraft aus, die jeden Zuschauer, so ignorant er auch sein mag, in seinen Bann zieht. Bei mir löste es Staunen und Bewunderung aus, und ich nahm mir vor, geschichtliche Zusammenhänge in Büchern zu suchen. Es war mir noch nicht klar, dass man neben akademischen Kenntnissen vor allem Verständnis, Erfahrung und Gefühl braucht, um diese eigenartige Welt schätzen und lieben zu können. Es lag ja auch noch fern für mich, in der Fremde eine zweite Heimat zu vermuten.

Im grossen Saal des «Palacio de Bellas Artes» (Palast der schönen Künste) wurde uns Touristen die Vielfalt an Volkstänzen aus 31 Provinzen und dem Bundesdistrikt gezeigt. Auch Konzerte, Opern- und Theateraufführungen erlebte ich in diesem prächti-



**Palacio de Bellas Artes**, Ciudad de México. Foto: Ignacio Urquiza.

gen Bau des Art Nouveau-Stils. – Aber wo waren meine Phantasiefiguren versteckt, auf die ich mich in der Schweiz gefreut hatte: mit Federn geschmückte Indianerhäuptlinge und schwarze Schnäuze unter Sombreros mit breitem Rand und spitzem Gupf? Meine Vorstellungen waren nicht ganz verfehlt. An religiösen Volksfesten treten auf dem Kirchenplatz Tanzgruppen auf, die unermüdlich nach dem rhythmischen Schlag des «Huéhuetl» (indianische Trommel) und dem Zupfen von Saiteninstrumenten im Kreis herum hüpfen. Die sogenannten «Concheros» bekleiden sich nach dem Vorbild der Azteken (Bewohner der Hauptstadt Tenochtitlán zur Zeit der spanischen Eroberung im XVI. Jahrhundert). Da drückte ich mich mit dem Photoapparat



**Santa María de Guadalupe** ist die Nationalheilige Mexicos. Ausserhalb der Stadt steht ihre herrliche Wallfahrtskirche. Am 12. Dezember ziehen Millionen von Menschen dorthin. Um Mitternacht spielen die Mariachis; es wird getanzt und gefeiert. Während einer Woche werden die nationalen Tänze aus der Aztekenzeit aufgeführt.  
*Auf dem Bild rechts sieht man solche Tänzer.*

durch die Zuschauer nach vorne, um ja die edlen Indianerhäupter mit den majestätischen Penachos (Kopfschmuck, meist aus Federn) auf den langen schwarzen Haarsträhnen im Bild einzufangen!

Riesige Sombreros mit dem spitzen Gupf erinnern an die mexikanische Revolution Anfang dieses Jahrhunderts. Diego Rivera hat viele Bauern mit solchen Strohhüten auf seinen Wandmalereien festgehalten. Heute trifft man diese nur noch als Verkleidung, als Karikatur und Souvenirartikel an. Die Jugend spaziert gerne mit solchen Sombreros durch die Strassen Mexikos, wenn in der Nacht vom 15. zum 16. September das Nationalfest gefeiert wird.

An meinem ersten Weihnachtsfest in Mexiko schmückte eine kanadische Riesentanne die Wohnstube. Ich hatte sie mit importierten Kerzen und farbigen Kugeln und Eislametta behängt, so wie meine Eltern für uns Kinder den Christbaum geschmückt hatten. In Bremgarten verdarb die Heizung den Baum, und in Mexiko tat es die heisse Sonne. – Zu Ostern bestellten wir den Osterhasen, nur kam dieser mit seiner Eierladung aus dem Urwald von Chiapas und nicht aus dem «Kessel», wo er von Stein zu Stein über die Reuss direkt in unseren Garten sprang, wie die Mutter behauptete.

Mit mir gelangten die ersten Holzblockflöten der Firma Küng von Schaffhausen nach Mexiko. Die Blockflöte war hier im Lande unbekannt. Im Freundeskreis der Familie Litwin befanden sich ein Österreicher und ein Nordamerikaner, die Altblockflöte spielten. Ich bestellte für sie gute Instrumente und Musiknoten in der Schweiz, und sachte begannen die Hausmusikklänge in unserem herrlichen Garten, wo das muntere Vogelgezwitscher uns jeden Sonntagmorgen begrüsste und begleitete. Die Neugierigkeit sprach sich herum, und bald war mein freier Wochentag mit Blockflötenstunden belegt. Ich zog von einer Arztpraxis zur anderen, denn meine Schüler waren Mitglieder eines mexikanischen

Vereins für Psychiatrie. Für mich war die psychisch geladene Stimmung oft unheimlich, aber sie lockerte sich alle paar Wochen beim fröhlichen Familienfest auf, verbunden mit dem Vorspiel der eifrigeren Schüler. Das war der Auftakt zur späteren Gründung eines Blockflötenvereins «Sociedad Mexicana de Flauta Barroca», angeschlossen an die «American Recorder Society» in den Vereinigten Staaten Amerikas. Während ihres zwanzigjährigen Bestehens beteiligten sich bis zu dreissig Spieler, fast alle in Mexiko niedergelassene Ausländer. In kleine und qualifizierte Gruppen aufgeteilt, wurden wir für unzählige Konzerte engagiert.

Bevor Katrin in den Kindergarten eintrat, um Kontakt zu mexikanischen Kindern zu bekommen, machten wir Ferien in Cuernavaca, der Stadt des ewigen Frühlings mit ihrem subtropischen Klima, der Farben-, Blumen- und Obstpracht. Weiter nach Westen, Richtung Pazifischer Ozean, war der Höhepunkt die Ankunft in Acapulco mit dem Blick über gefächerte Palmen auf das rote Spiegelbild der untergehenden Sonne im blauen Meer. Acapulco, eine unbeschreibbar schöne, paradiesische Meeresbucht, war erst vor kurzem vom Tourismus entdeckt worden. – Mit der Pianistin unseres Musikensembles, Rosemarie Huber aus Küsnacht, Kinderschwester von Beruf, verbrachte ich unvergessliche Tage im Traum-Haus ihrer Herrschaft.

Während Katrin im Kindergarten Spanisch lernte, drückte auch ich die Schulbank in einem Sprachkurs für Ausländer an der staatlichen Universität in Mexiko-Stadt. Von meinem Wohnsitz in San Angel zum Gebäude der philosophischen Fakultät ging ich zwanzig Minuten zu Fuss. Nur eine unerfahrene Ausländerin setzte sich den Gefahren der mexikanischen Straßen aus; doch glücklicherweise blieb ich sowohl von Unfällen wie auch von Dieben verschont. Immer nach Schulschluss erwartete uns Schülerinnen am Ausgang eine bunt zusammengewürfelte Schar mexikanischer Studenten, die um die Gunst helläugiger Blondinen warben. Manch eine Spanisch stotternde Studentin machte mehr

sprachliche Fortschritte bei einer Tasse Kaffee, einem Spaziergang durch die Universitätsanlagen oder einer Fahrt in die Stadt als im Schulzimmer. In der Klasse der Lehrerin Conchita, Nichte des weltbekannten Anthropologen Alfonso Caso, waren wir fünf Schweizerinnen. Die Lehrerin rühmte unseren Fleiss, aber die guten Noten waren unserem Erfolg bei den Studenten und den Romanisch sprechenden Bündnerinnen Madeleine und Ursula Cadalbert zu verdanken, für die Spanisch ein Kinderspiel war. Bald wurden die Nachhilfestunden der aufdringlichen Studenten überflüssig, und keines der jungen Mädchen suchte unter einen Hut zu kommen, geschweige denn gar unter einen Sombrero!

Die Universität lehrte uns nicht nur Sprache, Geschichte, Geographie und Kunstgeschichte, endlich fand ich auch den Anschluss an die mexikanische Gesellschaft und bekam Einsicht in die krassen Probleme dieser Nation, zum Beispiel in die Unterdrückung der einheimischen Stämme und die grosse Armut, die enorme Differenz zwischen arm und reich.

Zu Hause verfolgte ich die täglichen Kapitel einer Radiosendung über den Alltag einer mexikanischen Durchschnittsfamilie. Daraus lernte ich, ausser Spanisch, dass viele mexikanische Männer Machos und ihre Frauen Sklaven waren. Ehefrauen wurden hintergangen, verprügelt und verlassen, Kinder misshandelt, gestohlen und verkauft. Auch Ehemänner, Väter und Mütter, ja sogar Grosseltern wurden betrogen und gefoltert. Äusserst entsetzt schwor ich auf Leben und Tod, niemals einen Mexikaner zu heiraten.

Gesagt, getan! Doch genau das Gegenteil traf ein, nach der Norm der Jugend! Während das glückliche Ende des Familien-dramas am Radio noch nicht zu ahnen war, wurde mir ein Architekt und Professor an der benachbarten Fakultät der Architektur vorgestellt, mit dem ich mich sogleich und zudem auf Französisch sehr gut verstand. Der Umgang mit diesem berufstätigen und intelligenten Mann, acht Jahre älter als ich, war kein Spiel

wie mit den Studenten. Ich musste reifen an ernsteren Gesprächen, durch die sich eine solide Freundschaft aufbaute, die wir an der Feier des ersten Augustes 1959 im Schweizer Sportclub besiegelten. Unter aufgehängten Reihen Fähnchen aller Kantone, roter Lampions mit strahlendem weissem Kreuz, beim Augustfeuer, das auf einer künstlichen Insel mitten im Schwimmbecken aufflackerte, begleitet von Jodel und Aplhornklängen, bei Appenzeller Käse und Waadtländer Wein, erzählte mein Begleiter von seiner Familie: Der Vater war in Mexiko als einziger Sohn eines Chinesen und einer Französin geboren. Der ursprüngliche Familienname war Chang Fong, der auf amerikanischem Boden in Chanfón umgewandelt wurde. So ist er in die Seide der ersten Fahne des mexikanischen Roten Kreuzes gestickt, von dem sein Vater Mitgründer als Militärarzt und Maior war. Um die Jahrhundertwende soll jener mehrmals das Abenteuer einer Reise von Mexiko nach Genf gewagt haben. Die Mutter meines Freundes hieß Guadalupe Olmos und war ganz mexikanischer Herkunft aus einem Gebiet mit Otomí-Indianern. Zusammen mit meiner geschichtlich belegbaren Abstammung aus Aristau und Birkenstorf und dem historischen Wohnort der mittelalterlichen und eidgenössischen Stadt Bremgarten (von der ich wohlweislich die Zahl der 3000 Einwohner verschwieg!), versprach ich eine gründliche Bluterneuerung in einer möglichen Familienplanung!

Meine Schwärzmerei für den mexikanischen Chinesen tauchte das ganze Land in Silber und Gold, alles schien mir rot wie die Rosen meines Verehrers und blau wie der Himmel, unter dem ich schwebte. Ich liess mir von ihm die majestätische, von den Spaniern im XVI. Jahrhundert gegründete Kolonialstadt Puebla de los Angeles zeigen und die südliche Provinz Oaxaca mit den untergegangenen Königreichen der Zapoteken und Mixteken. Hand in Hand wanderten wir zu den Ruinen von Mitla und Monte Albán, wo ich überwältigt von der Schönheit der überle-

benden Spuren ganz Partei nahm für die Indianerstämme gegen die spanischen Eroberer und Zerstörer. Der Mexikaner zog mich in den Bann der Geschichte seiner Heimat und versuchte Verständnis, Anerkennung und Respekt für die mesoamerikanische Kultur zu wecken. Das Resultat war nicht das von ihm erhoffte, denn immer wieder drang meine eigene aus Europa mitgebrachte Eroberermentalität zutage und verletzte den sensiblen Lehrer. Begeisterung und guter Wille waren ein Teig, der sich kneten liess, und es bestand die Aussicht, dass mit der Zeit eine quasi Mexikanerin gebacken werden konnte. Ich merkte nicht, dass dieser Mexikaner in eine Frau verliebt war, die zwar aus Europa stammte, mit der er aber ein gründliches Ummodellieren ihrer Mentalität vorhatte. Das gelang wohl nicht in den paar Wochen, die mir noch mit der Familie Litwin in Mexiko beschieden waren. Ende Herbst kam der Abschied und die Trennung durch das Meer. Aber schon in New York erwartete mich im Hotel eine telegraphische Nachricht aus Mexiko und in Bremgarten die Fortsetzung: «Je te suivrai le plus vite possible en Suisse, mon amour ...».

Die Ereignisse überstürzten sich. Noch vor Weihnachten landete Carlos in Kloten. Mein Standort mit Katrin war das Hotel Eden au Lac, und er fand Unterkunft in Zürich-Enge. Anderntags fuhren wir nach Bremgarten, und in der BDB musterten neugierige und herausfordernde Blicke den braunhäutigen Mann mit schwarzen Schlitzaugen. Meine Mama wartete gefasst am Gartentürlein auf uns, erschrak dann aber doch über das fremdartige Aussehen ihres zukünftigen Schwiegersohnes und stotterte ein paar französische Brocken zum Willkommen. Die Sympathie, die beide füreinander empfanden, brach das Eis noch am gleichen Abend und ich war glücklich, dass mein Freund mit Wohlwollen in meine Familie aufgenommen wurde. Ermutigt durch meine Angehörigen, überzeugt von der echten Liebe und standhaft auf Heimatboden, wurde die Verlobung am Neujahrstag 1960 gefeiert. Mein Verlobter muss bis über die Ohren verliebt gewesen

sein, dass er sich so zahm der schweizerischen Tradition fügte. In Mexiko ist es Brauch, dass die Eltern des Bräutigams bei der Familie der Braut um deren Hand bitten. Begleitet von einem Festmahl sprechen beide Familien über den Entschluss und die Zukunft der Brautleute, über ihre Erwartungen und Verpflichtungen in der Ehe und auch über die Planung des Hochzeitsfestes. Der Bund der Verwandtschaft wird geschlossen und mit einem guten Tropfen Wein begossen. – Mein Verlobter war alt und reif genug, um ein verantwortungsvolles Handeln durchblicken zu lassen. Er spürte ausserdem, dass meine Familie ihn bereits ins Herz geschlossen hatte und ihm Vertrauen schenkte. So liess er sich alles Schweizerische gefallen und war auch Feuer und Flamme für die Idee, die Zivilhochzeit in der Schweiz zu feiern, falls Zeit und vorhandene Dokumente ausreichen würden. Ich war weiterhin berufstätig, und zusammen mit meinem Pflegling war eine Ferienwoche in Zermatt gebucht. Das Matterhorn war der



**Verlobung** von Elisabeth Küng und Carlos Chanfón am 1. Januar 1960.

**Julie Küng-Biland**  
mit ihrem zukünftigen  
Schwiegersohn Carlos Chanfón  
an der Zürcherstrasse 17  
Bremgarten, Dezember 1959.



Schiedsrichter für unsere Zukunft: Wir wollten in der Schweiz heiraten! Ein Telephongespräch mit dem Botschafter in Bern, ein Leumundszeugnis durch die Post zugestellt und der Pass genügten seitens des mexikanischen Staates. Die Schweiz verlangte mehr. In meiner Heimatgemeinde Aristau konnten die nötigen Papiere nicht beschafft werden, dafür war der Kanton zuständig. In Aarau wurde mein Verlobter zu einem Notar geschickt, der beglaubigen musste, dass dieser exotische Ausländer genügend Französisch konnte, um zu verstehen, worum die Sache ging! Eine weitere Bedingung war ein Trauzeuge, der Französisch sowie Deutsch sprach. In Aarau selbst konnte die Trauung nicht vollzogen werden unter dem Vorwand, dass ich seit meiner Volljährigkeit im Ausland gewohnt hätte. Die Zeremonie musste Aristau übernehmen, aber erst, nachdem unsere Eheverkündigung zehn Tage öffentlich ausgeschrieben war. Der Zivilstandsbeamte war von Aarau unterwiesen worden, eine memorable Trauung für dieses ausserordentliche Brautpaar vorzubereiten, da ja Aristau bestimmt in den nächsten hundert Jahren keine weitere Bürge-

rin mit einem Mexikaner zu trauen habe! Am 18. Januar 1960 wurden wir paar Leute vom Zivilstandsbeamten Josef Hausherr ins Schulhaus geführt, wo das obligate amtliche Zimmer untergebracht war. Das dunkelrote Blumenmuster der Wandtapete aus der Belle Epoque wirkte sehr feierlich. In der Pause drückten neugierige Schulkinder ihre Näschen und blonden Zöpfe am Guckfensterchen im Treppenhaus platt. Herr Hausherr hatte seine Festrede schriftlich niedergelegt, und als er diese den Trauzeugen zur Übersetzung reichte, traute mein Schwager seinen Augen nicht, denn Schweizerdeutsch, geschweige Freiamterdialekt, hatte er noch nie gelesen! Ein Vers zum Abschluss kam mit dem besten Willen nicht zum Reimen, und so blieb es beim Original:

*Vell Glöck ond Gottes Säge  
of Eure gemeinsame Läbeswäge  
wünscht im jonge Ehema ond seiner Frau  
de Zivilpfarrer vo Aristau.*

Zu Tränen gerührt erteilte ich meine Unterschrift zur Ehe und zur Beibehaltung des Schweizer Bürgerrechtes und mein Mann, dem der ganze Akt alles anders als spanisch vorkam, griff mit ernster Miene zur Feder.

So viel Unvorgesehenes hatten die Rückkehr meines Mannes nach Mexiko verzögert. Obwohl das weisse Landschaftsbild zur Ziviltrauung prächtig und wie bestellt war, verhinderte jedoch der Schneefall anderntags den Abflug von Kloten, und der eben geweihte Ehemann verpasste den Anschluss in Amsterdam, wo er drei Tage sitzen blieb. Gerne hätte ich ihm dort Gesellschaft geleistet, doch war ich noch für ein paar Wochen zu meiner Arbeit verpflichtet.

In Mexiko war während der langen Abwesenheit in seinem Architekturbüro alles schiefgelaufen. Ein Bauprojekt mit sechsjährigem Vertrag war gekündigt worden. Ein Übel reihte sich zum

anderen, und die Kette nahm kein Ende. Die schlechten Nachrichten aus Mexiko weckten grosses Misstrauen, und ich ging nicht auf die Bitte meines Mannes ein, in der Schweiz zu warten, bis er sich beruflich wieder aufgerichtet hätte. Im Gegenteil, ich beschleunigte besorgt meine Vorbereitungen für die Reise nach Übersee, um Probleme mit ihm zu teilen und an seiner Seite für unsere Zukunft zu kämpfen. Es blieb beim abgemachten Termin für die kirchliche Trauung, was sich als Überforderung für meinen Mann herausstellte, mit negativen Folgen über Jahre hinaus. Ich hätte nicht zweifeln dürfen an der Ehrlichkeit und dem Pflichtbewusstsein meines Mannes; er verdiente Vertrauen und Verständnis.

Anfang März 1960 war es soweit, dass ich mich mit viel Mut und Zuversicht von Familie und Heimat trennte. Die Welt meiner Erfahrungen als Kind, der Jugend- und Berufsjahre, von der ich Abschied nahm, schien mir unendlich gross, meine Zukunft hingegen war nur ein Stecknadelkopf auf der Landkarte. In Wirklichkeit war das Größenverhältnis natürlich umgekehrt. Die Weite des Landes Mexiko, der Umfang der Hauptstadt, die Millionen Einwohner und ihr vielfältiges Leben übertrafen alle meine Vorstellungen. Ich ging unter im Kunterbunt, und zwar bereits wenige Stunden nach meiner Ankunft in Mexiko-City, in der Kirche nämlich. Von der hundertköpfigen Heiratsgesellschaft kannte ich nur den Bräutigam! Sein Bruder, ein Maristenpater, zeibrierte die heilige Messe. Ich fühlte mich herrlich im hübschen Brautkleid von Feldpausch, aber kritische Blicke suchten den fehlenden Stoff am Rock und mein Gesicht unter dem Schleier. Scheinbar hatte man in Mexiko noch keine Braut in kurzem Kleid und Teller-Schleier gesehen! Gegen Schluss der Heirat fiel ich bei nahe in Ohnmacht, doch nicht etwa wegen der langen Liste von Unterschriften der Trauzeugen, sondern aufgrund schreienden Hungers! Um vorsorglich meinen Magen nicht mit Flugzeugkost zu verderben, hatte ich seit dem Abschiedsfrühstück meiner Mut-

ter, mit Brot vom Beck Brumann und Konfitüre aus Brombeeren hinter dem Haus, gefastet! In der Bäckerei gegenüber der Kirche wurde der elegante Bräutigam ungläubig angegafft, als er ein paar frische Bolillos (Brötchen) verlangte. Sie waren noch warm und schmeckten köstlich. Im Photostudio angelangt, wurden wir Brautleute kunstvoll hergerichtet und aufgestellt und, oh Schande, Brosamen kamen auf dem Hochzeitskleid zum Vorschein! Der berufstätige Photograph spickte diese mit Daumen und Zeigefinger abschätzig aus den Falten. Ein Loblied den Brötchen, denn ihnen ist das natürliche Lächeln eines glücklichen Brautpaars auf der Photo zu verdanken!

---

**Elisabeth Küng de Chanfón**  
geb. 14. März 1936, heute wohnhaft in Mexiko-City.